

(Nachdruck verboten.)

80]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

15.

Grete Reschke hatte jetzt die Küche als ihr Reich für sich allein, Trude hatte sich entschieden geweigert, länger mit ihr das Lager zu teilen.

Denn in der Nacht erwachte die stille Grete zu einer wunderlichen Lebhaftigkeit. Wenn sie die Schwester schlafend wählte, kroch sie aus dem Röhrichtbett, schlich in die Ecke hinterm Herd und kniete dort nieder. Ihr eintöniges Murmeln schlüpfte die im Halbschlummer liegende Trude bald wieder ein — aber nun ein Ruf, ein Schrei: Halleluja! Hoch schreckte Trude auf. Das war kein Murmeln mehr, nein, ein sich steigendes Flehen, ein wildes Rufen, ein Ringen, ein Jammern, ein wahnsinniges Gestammel. Wie Neutzen und Stöhnen klang es durch die Stille der Nacht; ein unheimliches Echo erwachte an den feuchten Kellerwänden.

„Nette — rette meine Seele —!“

Trude wagte nicht die Schwester anzurufen, wie ein Alp hochte es ihr auf der Brust und schnürte ihr die Kehle zu.

„Nette — rette meine Seele —!“

Huh, wie das klang! Trude brach in fürchtbare Tränen aus und zog die Decke über den Kopf. Die Finger steckte sie sich in die Ohren, aber sie hörte es doch. Wie ein Mann legte es sich auf sie; schauernd, mit Schweißtropfen auf der Stirn, horchte sie, bis das letzte Stammeln erloschen, das letzte Halleluja verklungen war.

Und kalt wie Eis kroch Grete wieder zu ihr ins Bett; und doch ging es wie ein Flammenstrom von ihrem dürftigen Körper aus. In Ruhe noch nicht zu denken! Denn hin und her, wie von Unrast gepeinigt, warf sich Grete.

„Dieg stille,“ flüsternte Trude.

Da umfaßten sie die Hände der Schwester. Dicht an ihre Seite schmiegte sich Grete, legte die Lippen an ihr Ohr und hauchte hinein, während heiße Tränen aus ihren Augen Trudes Nacken feuchteten; „Nette, rette deine Seele!“

„Daß mich in Ruh!“ Unwirsch stieß Trude sie von sich, drehte ihr vollends den Rücken und drückte sich dicht an die Wand. Das war nicht auszuhalten! Sie schlug großen Lärm.

Es traf sich gut, daß Artur die Wohnung bei den Eltern aufgab, so konnte Trude seine Kammer beziehen. Nachte nun die verrückte Grete so viel rumoren, wie sie wollte! Alle lachten darüber.

Arturs monatliches Gehalt war jetzt auf fünfzig Mark gestiegen, er sah nicht ein, daß er seiner Mutter davon über die Hälfte abgeben sollte. Er konnte sich dafür als Freiherr das Leben angenehm machen. Als Vorwand nahm er den weiten Weg von der Göben- bis zur Jägerstraße; es froh ihn morgens zu erbärmlich in seinem dünnen Röckchen.

Wenn man so lange im Keller gefressen hat, zieht es einen mächtig nach oben. Artur mietete ein Zimmer in der Kleinen Mauerstraße, fünf Treppen hoch; gegenüber war gleich die Bodentür.

Ein schönes Zimmer, mit einer interessanten Aussicht auf die tiefer liegenden Dächer. Nur kalt, sehr kalt; der an den feuchtwarmen Brodem des Kellers Gewöhnte kam aus dem Gehüstel gar nicht heraus. Hier oben pfiß der Wind frei durch alle Ritzen, ein ganzer Luftstrom goß sich durchs schlechtverwahrte Fenster bis mitten in die Stube.

Heizen war ein Luxus, den einem kein Mensch ansah, so hatte es für Artur keinen Zweck. Er war ja auch so wie so den Tag über nicht zu Hause; kam er abends, so warf er sich mit Kleidern und Stiefeln ins Bett. Konnte er nicht gleich schlafen, oder froh es ihn auch da, so ließ er noch einmal hinter auf die lichtdurchstrahlten Straßen, erhitzte sich an den heißen Lebensmagen, die das Getriebe der Friedrichstraße um ihn branden ließ und taute vollends auf in irgend einem Restaurant mit Damenbedienung

So ging sein Geld drauf.

Jeden zweiten Sonntag besuchte ihn Mine; das war der einzige Tag, an dem er nicht bummelte. Sie kam mit einer rührenden Pünktlichkeit, rot und abgehebt, mit dem Glocken-

schlag halbschicks. Sie hielt darauf; es war das einzige Mal, daß sie rebellisch wurde, als die Frau Hauptmann, die Zahnschmerzen hatte, die Ausgangserlaubnis für diesmal zurückziehen wollte.

Dann lag Artur auf dem Bett und rauchte und Mine saß am Fenster im letzten scheidenden Licht des Tages und flichte seine Strümpfe und besserte seine Wäsche aus. Es ging nur langsam, Stich für Stich, die von Frost geschwellenen, roten Finger hielten die Nadel kaum. Wie ein Rauchwölkchen stieg der Atem aus dem Mund; sie sprachen nicht viel, die Worte waren eingefroren. Aber auf Mines Gesicht lag ein immerwährendes ernstes Lächeln.

Am Abend kochte sie bei der Wirtin nebenan Kaffee und packte die Zwiebelleberwurst aus und die Schrippen, die sie mitgebracht hatte; für Artur auch ein Stück Kuchen. Dann löste ihnen der Kaffee die Zungen, und sie erwärmten einander in Umarmungen.

Mine brauchte jeden Pfennig.

Heute hoffte sie Trinkgeld zu bekommen. Der Geburtstag des Herrn Hauptmann gab alljährlich den Anlaß zu einer größeren Gesellschaft. Die Freunde des Herrn, ein paar Leutnants, waren eingeladen, der Major mit Frau und Tochter und auch der Herr Oberst.

Die arme kleine Frau von Salbern kam schon tagelang vorher nicht zur Ruhe. Es sollte doch alles nett sein und nicht so viel kosten; so fuhr sie denn nach der Zentralmarkthalle auf den Alexanderplatz und kaufte den Braten da, das Fleisch war dort nicht so teuer. Und rannte hin und her, von einer Straße auf die andre, von einem Laden in den andren, um jede Kleinigkeit in ein andres Geschäft, und freute sich, wenn sie etwas irgendwo um fünf Pfennig billiger erstand.

Als der große Tag kam, war sie ganz abgemattet. Schon des Morgens um sieben stand sie in der Küche und bereitete die Fischmayonnaise, sie hatte so einen kleinen unschuldigen Trick dabei; ein wenig Mehl mit Wasser zu einem Kleister gekocht und unter die Mayonnaise gerührt, verlängerte diese bedeutend, und kein Mensch schmeckte etwas davon.

Je weiter der Tag vorrückte, desto größer wurde die Unruhe der Hauptmännin; hundertmal lief sie aus dem Zimmer in die Küche, aus der Küche ins Zimmer. Mine empfing so viele Instruktionen, daß sie, als es gegen Abend ging, schon ganz dumm im Kopf war. Dabei fühlte sie eine niederziehende Schwere in allen Gliedern, eine bleiernde Mattigkeit. Als sie sich ihr Sonntagskleid anzog — sie sollte neben dem Kochen noch drinnen dem Burischen beim Bedienen helfen — erfaßte sie ein Schwindel; stöhnend sank sie auf ihren Bettrand.

Aber schon tönte es: „Minna! Aber Minna, wo stecken Sie denn?! Bringen Sie doch die Kinder zu Bett! Es ist Zeit, den Braten einzuschieben! Kartoffeln haben Sie auch noch nicht geschält! Minna, Minna, ich bitte Sie, eilen Sie sich doch ein bißchen! Ich muß mich noch ein paar Augenblicke hinlegen, ich bin matt zum Umsinken.“

Eilig stolperte Mine in die Küche; noch wollte es ihr schwarz vor den Augen werden, aber sie hatte keine Zeit mehr, an ihr eignes Uebelbefinden zu denken.

Aber ganz vergessen ließ es sich nicht. Als sie dem Herrn Oberst die Schüssel mit Mayonnaise präsentierte, kam sie von der verkehrten Seite — wahrhaftig, sie wußte nicht mehr, was rechts und links war, alles ging plötzlich mit ihr rund um. Zurechtgewiesen, stolperte sie, hielt die Schüssel schief — schon war ein Klecks Sauce auf den Beinkleidern des Herrn Oberst. Vor Schreck hätte sie fast die ganze Schüssel fallen lassen.

„Ein bißchen gewandt, recht freundlich“, hatte ihr die Herrin eingepreßt, nun zwang sie ihren angstverzerrten Mund zu einem freundlichen Grinsen. Als sie zum zweiten Mal präsentierte, redete sie den Gästen aufmunternd zu: „Bitte noch 'n Stückchen, se sind ja man so klein!“ „'s is guter Zander, kein Schellfisch!“ „Nehmen Se doch!“

Die Hausfrau warf ihr angstvolle Micken zu, der Hauptmann räusperte sich und sagte verweisend: „Minna!“ Sie hörte nichts, sie bemerkte nichts, vor ihren Augen verschwamm alles; sie durfte nicht auf die Mayonnaise blicken, sonst würde ihr sehr übel, immer nur starr geradeaus.

Die Gäste unterdrückten kaum ein Lächeln, als der Oberst, ein jovialer Junggeselle, Mine einer Anrede würdigte,

und dann der Major, hielten auch die Leutnants nicht länger zurück. Sie lachten ungeniert.

Erst hatte Mine frischweg geantwortet, aber als sie fühlte, daß das Lachen ihr galt, rannte sie zum Zimmer hinaus, ließ sich draußen in der Küche auf die Eimerbank fallen und verbarg das glühende Gesicht in den Händen.

Sie wollte gar nicht wieder hinein, aber sie mußte doch; und so traute sie sich denn nicht mehr, die Augen aufzuschlagen, ging wie auf Eiern und hielt einen steinernden Ausdruck auf ihrem Gesicht fest.

Gott sei Dank, daß das Essen vorüber war! Daß sie jetzt wenigstens draußen bleiben durfte, während drinnen das „Fräulein Major“ von „Ewiger Liebe“ sang und ein Leutnant am Klavier sie begleitete.

Um Mitternacht drückte sich der Herr Oberst, ein viertel nach Mitternacht folgten der Major und seine Damen, Mine leuchtete ihnen hinunter; nun hatte sie schon zwei Fünftelpfennigstücke, aber sie freute sich nicht darüber. Heute konnte sie sich überhaupt über nichts mehr freuen, sie war beschämt, traurig und zu Tode erschöpft. Ach, nur einen Augenblick ruhen, ehe sie die vier Treppen wieder hinaufstieg! Sie ließ den Schlüssel in der Haustür stecken und setzte sich schwer auf die unterste Treppenstufe.

Als die Leutnants eine Stunde später hinunterstolperten, fanden sie das Mädchen, auf der untersten Stufe zusammengekauert, an die kalte Treppentwand gedrückt, fest schlafend. Neben ihr flackerte das Lämpchen und beleuchtete einen schmerzlichen Mund und eine finster zusammengezogene Stirn.

„Ist, Trampplagurde schläft,“ flüsterte der vorderste. Sie standen alle einen Augenblick um sie herum und betrachteten sie. Dann legten sie ihren Obulus in die ihr lässig im Schoß hängende, geöffnete Hand, in der noch der Fünftel des Majors blinkte, und stoben amüsiert hinaus.

Am anderen Morgen wurde Mine gekündigt. Sie war wie vom Donner gerührt; aber auch die Frau Hauptmann weinte: so ein Mädchen, einen so zu blamieren! Nun hatte man sich's so viel kosten lassen, so viel Geld, so viel Mühe, und was hatte man davon? Man hatte nur seiner Stellung geschadet, sich gesellschaftlich fast unmöglich gemacht! Angstvolle, bittere Tränen liefen über ihre schmalen Wangen; und auch der Hauptmann war tief verstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geigerknabe.

Von H. Sienkiewicz. Uebersetzung von H. Gesse.

(Schluß.)

Doch das konnte ihm nicht viel helfen. Der Kammerdiener im Schloß war glücklicher — er nannte eine Violine sein eigen, auf der er bei schlechtem Wetter zuweilen spielte, um sich und die anderen Dienstboten zu zerstreuen. Es glückte Peter, in den Garten einzudringen, und dank der Schlingpflanzen gelang es ihm, das Fenster des Dachzimmers zu erreichen. Hier horchte er oder begnügte sich damit, die Violine anzusehen — das Instrument hing dem Fenster gegenüber an der Wand, und der Knabe liebte es mit andächtigen Blicken, denn die Geige erschien ihm als etwas Heiliges, das er nie anrühren durfte — er fühlte sich nicht würdig, die Hand darauf zu legen. Eine Geige war ihm auch das Kostbarste, was es auf Erden gab. Und ein unruhiger Wunsch, sie zu besitzen, bemächtigte sich seiner... er wollte sie wenigstens aus nächster Nähe betrachten.

Und dieser Gedanke ließ sein armes Kinderherz vor Freude erbeben...

Eines Abends war das Dienstbotenzimmer leer — die Herrschaft befand sich auf Reisen. Auch der Diener war nicht zu sehen. Schon eine geraume Zeit spähte Peter, in den Schlingpflanzen verborgen, durch das halbhohe Fenster und betrachtete den Gegenstand aller seiner Wünsche. Der Vollmond schwebte am Himmel — die Strahlen fielen durch das Fenster, erhellten das Zimmer und spiegelten sich auf der gegenüberliegenden Wand. Und sie trafen die Violine und ließen sie aufleuchten — es war, als sähe man in den Halbschatten eine Silberplatte schimmern. Die geschweiften Teile leuchteten so hell, daß Peter fast geblendet wurde. Und in diesem bleichen Licht unterschied er alles — die polierten Flächen, die Saiten, den gebogenen Griff — die Schlüssel stimmerten wie Glühwürmchen, und der Bogen sah aus wie ein silberner Hauberkstab...

Ach, wie schön, ja wie märchenhaft war dies alles! Peter warf immer verlangendere Blicke auf die Geige. In den Schlingpflanzen lauerte, den Ellbogen auf das spitze Knie gestützt, starrte er unverwandt auf den gleichen Punkt. Bald fühlte er sich von der Herzens-

angst an seinem Platz zurückgehalten, bald drängte ihn eine unwillkürliche Macht...

War dies Zauberei...?

Die Violine in ihrem strahlenden Glanz schien sich zu bewegen, sich zu nähern. Einen Augenblick verlöschte das Licht, um dann noch sprühender wieder aufzuleuchten... es war ein Zauber, ein wirklicher Märchenzauber. Und der Wind säufelte... durch die Wände ging ein heimliches Raunen... und die Schlingpflanzen flüsterten leise...

Es war dem Knaben, als rief ihm eine menschliche Stimme zu:

„Nun doch, Peterle! Es ist ja niemand in der Kammer, niemand! Vorwärts also, Peterle...“

Klar und warm lag die Nacht auf der Erde. Im dem Leiche im Park begann die Nachtigall zu schlagen und mahnte halb laut, halb leise: „Nun doch! Nimm sie dir!“ Ein schwarzer Rabe aber schwebte ihm krächzend um den Kopf und warnte ihn: „Nein, Peterle, nicht doch!“ Der Rabe aber flog davon, die Nachtigall blieb, und die Schlingpflanzen ermutigten ihn noch deutlicher: „Es ist ja niemand da...“

Und immer märchenhafter wurde der Heiligenschein um die Violine.

Der arme Knabe duckt sich und gleitet geräuschlos vorwärts. Und noch immer dringt die Stimme der Nachtigall zu ihm herüber: „Nun doch, nimm sie Dir!“ Mit flatterndem Hemde schwingt er sich durch das Fenster und schon ist er hinter den Schlingpflanzen verschwunden. Der Atem der kranken Brust geht schnell und leuchtend. Der Rabe ist wiedergekommen und krächzt noch einmal: „Nicht doch! Nicht doch!“ Das Peterle ist jetzt im Zimmer, die Krösche im Reich quaken von neuem, als hätten sie sich einen Augenblick erschreckt, die Nachtigall schlägt und die Schlingpflanzen flüstern...

Dann wieder ist alles still. Vorsichtig und schüchtern tut der Knabe einen Schritt in dem Zimmer — die Hergensangst hält ihn zurück. In den Schlingpflanzen fühlt er sich zuhause — wie das wilde Tier im dicken Dicksicht. Jetzt aber kommt er sich vor wie ein schulploses Wesen auf freiem Felde. Solange die Dunkelheit ihn umgibt, geht sein Atem kurz und pfeifend und seine Bewegungen sind unsicher. Da plötzlich zuckt ein Blitz von Osten nach Westen und erhellt das Zimmer — die Augen zu der Violine erhoben, kriecht der arme Peter auf Händen und Füßen auf dem Fußboden. Der Blitz verlöscht, der Mond verflüstert sich mit einer leichten Wolke — es ist unmöglich, etwas zu sehen oder zu hören...

Nach einigen Augenblicken drang ein schwaches Geräusch durch die Finsternis — ein klagernder Ton, als habe jemand aus Unvorsichtigkeit eine Seite der Violine berührt. Plötzlich aber rief eine tiefe, zornige Stimme:

„Wer ist da?“

Der Knabe hielt den Atem an...

„Wer ist da?“... wiederholte die Stimme.

Und er hörte, wie ein Streichholz an der Wand angerieben wurde. Ein Lichtschimmer leuchtete auf — es war ein Kluchen, ein Schlagsen, ein Rufen... Und das Kind schrie! Und die Hunde bellten, das ganze Haus lief zusammen, helle Lichter schimmerten durch das Fenster, auf dem Hofe wurde es lebendig...

Zwei Tage später erschien das arme Peterle vor dem Ortsvorsteher und dem Richter des Dorfes. Sollte er als Dieb verurteilt werden?... Gewiß — der Richter und sein Beisitzer betrachteten das Wesen, das da vor ihnen stand — ein kleiner Knabe mit einem Finger im Munde, mit großen erschrockenen Augen — in abgetragenen Kleidern, ohne zu wissen, wo er war, noch was man von ihm wollte. O du herzlose Welt — kann man ein so erbarmungswürdiges Geschöpf vor Gericht zur Verantwortung ziehen — ein Wesen von zehn Jahren, das sich kaum auf den Beinen aufrecht erhält? Was soll man mit ihm tun? Soll man ihn ins Gefängnis schicken?

Aber schließlich müssen Kinder doch mit Milde behandelt werden — der Nachtwächter mag ihn nehmen und ihm ein paar Schläge mit der Rutte überziehen, damit ihm die Lust vergeht, so etwas noch einmal zu tun.

Nun war mit diesem Vorschlage einverstanden und ließ den Nachtwächter holen. „Nehmt ihn und gebt ihm eine Lektion mit der Rutte.“

Stach, der Nachtwächter, blinzelte mit den Augen — er war ein verlierter Mensch. Wie wenn es eine kleine Krage wäre, nahm er das Peterle unter den Arm und ging in die Scheune. Der Knabe ahnte nicht, was ihm bevorstand, oder er war vielmehr zu Tode erschrocken, sagte nichts und warf Blicke um sich wie ein geängstigtes Vögelchen. Wurte er, was man mit ihm zu tun beschloss? Stach band ihm die Hände und legte ihn auf die Erde. Und der arme Knabe fing an zu schreien:

„Mutter!“

Und bei jedem Schläge wiederholte er:

„Mutter, Mutter!“

Bei jedem Schrei aber wurde seine Stimme schwächer. Und als er eine gewisse Anzahl Schläge erhalten, verstummte er. Wie konnte der Unmensche ein Kind so schlagen! Der elende Knabe war so schon so klein, so schwach — es wurde ihm schon so schwer zu wandern in der Wüste des Lebens...

Schließlich kam die Mutter — sie mußte ihn forttragen. Am nächsten Tage stand das Pesterle nicht auf, und am dritten Tage hauchte er seinen letzten Seufzer aus — still und friedlich lag er auf seinem harten Bett unter einer Pferdebede.

Die Schwalben zwitscherten in dem Kirschbaum vor dem Fenster, ein Sonnenstrahl drang durch das Glas und vergoldete mit seinem lichten Schein das abgekehrte Köpfchen des Kindes und das weiße Antlitz, in dem kein Tropfen Blut mehr geblieben. Dieser Sonnenstrahl zeigte einer jungen Seele den Weg, den sie nehmen sollte, denn auf Erden würde sie einen steinigen, dornenvollen Pfad zu wandeln haben. Die eingefallene Brust hob sich noch mit einem schwachen Nöckeln und das Antlitz schien die Welt noch wiederzuspiegeln, die sich draußen vor dem Fenster ausbreitete.

Es war am Abend. Die Frauen wendeten das Heu auf den Wiesen, und ihr ländlicher Gesang drang zu ihm herüber: „Im Grün, in der Frische des Waldes . . .“ Und der Bach begleitete die Lieder mit einem traulichen Murmeln . . .

Noch einmal hörte der Peterle auf die Lieder und Geräusche, die aus dem Dorfe hallten. Vor ihm auf der Pferdebede lag die Violine, die er sich aus Brettschnen gemacht. Da aber leuchtete das Antlitz des Kindes plötzlich auf und seine bleichen Lippen flüsterten:

„Mutter!“

„Was willst du, mein Junge?“ fragte die Mutter, deren Stimme von Tränen erstickt wurde.

„Mutter, nicht wahr, morgen schenst du mir doch eine wirkliche Violine?“

„Ja, ja, mein Kind . . .“

Weiter kam sie nicht, denn ihr verhärtetes Mutterherz wollte brechen in dem Schmerze, den sie schon lange zurückgehalten — mit einem Stöhnen sank ihr Kopf auf den Tisch, und sie begann zu weinen wie eine Irre . . . oder auch wie eine Mutter, die das Liebste auf Erden verloren.

Als sie endlich den Kopf hob und das Kind anblickte, lag es da mit ernsten unbeweglichen Zügen und geöffneten Lidern — der Glanz der künstleraugen aber war erloschen.

Charles Darwin.

II. Darwins Werk.

Von C. Chesing.

Wie ich schon hervorhob, vermag man sich heute, da der Entwicklungsgedanke mit allen seinen verschiedenen Konsequenzen fast zum Gemeingut geworden ist und auf allen Gebieten seine befruchtende Wirkung äußert, kaum mehr eine Vorstellung von der gewaltigen, spontanen Wirkung zu machen, die Anno 1859 das Erscheinen der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ hervorbrachte. Die erste, freilich nur kleine Auflage von 1250 Exemplaren war am Tage der Herausgabe schon vergriffen. Rasch folgte dann Auflage auf Auflage, und es gibt wohl kaum eine Kulturprache, in welche dieses Buch nicht übergegangen ist. Professor Thomas Henry Huxley, einem Zeitgenossen und eifrigen Mitkämpfer Darwins, verdanken wir eine lebendige Schilderung der Aufnahme dieses festsamen Wertes: „In der Tat“, meint Huxley, „der Kontrast zwischen dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Meinung über die Darwinische Frage, zwischen der jetzigen Wertschätzung, die Darwins Ansichten in der wissenschaftlichen Welt entgegengebracht wird und zwischen der Verurteilung oder wenigstens der Ruhe der Theologen heutigen Tages und dem Ausbrüche des Antagonismus von allen Seiten im Jahre 1859 zu 59, als die neue Theorie über die Entstehung der Arten zuerst der älteren Generation bekannt wurde, ist so wunderbar überraschend, daß ich, gäbe es nicht urkundliche Beweise, zu glauben geneigt wäre, daß meine Erinnerung trüme. Ich habe einen großen Respekt vor der jüngeren Generation, und es würde mich lebhaft freuen, dürfte ich versichert sein, daß dieses Gefühl gegenseitig wäre, aber ich fürchte, daß die Geschichte von der Art, wie Darwin von seinen Zeitgenossen behandelt wurde, nicht geeignet ist, die Ehrerbietung vor unserer Weisheit zu erhöhen.“

Die Zahl der Gelehrten, die sich sofort zu Schildhaltern der neuen Lehre machten, war gering, unzählig dagegen das Heer der Widersacher. Ja, es erscheint kaum glaublich, mit welcher törichten und lächerlichen Einwänden man Darwin zu widerlegen versuchte. Den Vogel schloß gewisslos der Bischof Wilberforce ab, der sich in einer in der „Quarterly Review“ erschienenen Schmähschrift zu der Frage verriet, ob es wohl denkbar wäre, daß alle günstigen Varietäten der Rüben dahin strebten, Menschen zu werden.

Doch auch unter den erst zu nehmenden Gelehrten traf die Entwicklungstheorie auf heftige Anfeindung. So schrieb, um nur ein Beispiel zu nennen, der berühmte und verdienstvolle Geologe und Zoologe Louis Agassiz in einer ausführlichen Kritik im Jahre 1860: „Die von Darwin vorgebrachten Gründe zugunsten einer ganz allgemeinen Abteilung aller der jetzt unter den lebenden Wesen bestehenden Eigentümlichkeiten von einer Urform haben nicht den allergeringsten Eindruck auf meine Seele gemacht. Was nachgewiesen wird, daß die Tatsachen der Natur, von denen, die sie gesammelt haben, mißverstanden sind, und daß sie eine von der ihnen jetzt allgemein beigelegten verschiedene Bedeutung haben,

werde ich daher die Entwicklungstheorie für einen wissenschaftlichen Mißgriff halten, unwahr in ihren Tatsachen, unwissenschaftlich in ihren Methoden und schädlich in dem, was sie lehrt.“

Was war es denn nun, was Darwin in seinem Buche an Neuem verkündete, das so den Haß seiner Gegner erweckte, so die wissenschaftliche Welt in Aufruhr versetzte? War es wirklich etwas so unerhört Neues? Dreißig Jahre bevor Darwins „Entstehung der Arten“ erschien, ein Jahr ehe er sich zu seiner Weltumsegelung an Bord des „Beagle“ einschiffte, fand vor der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris jene so folgenreichere Disputation zwischen Georges Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire um die damals schon die gesamte wissenschaftliche Welt bewegende Frage nach der Veränderlichkeit der tierischen Arten statt, die mit der völligen Niederlage Geoffroy Saint Hilaire und der Descendenzlehre endete. Damit war der erste ernsthafte Angriff gegen Linnés zum Dogma erhobenen Satz, daß alle Arten Tiere wie Pflanzen stets unverändert so bleiben, wie sie von allem Anfange an geschaffen wären, für lange Zeit abgeschlagen und die Konstanztheorie feierte weitere Triumphe.

Wenn auch einige aufgeklärte Köpfe die Wahrheit ahnten, ja der geistvolle, so lange mißachtete Lamarck in seinen Werken sogar eine vollständig ausgearbeitete und wohl begründete Theorie der allmählichen Entwicklung und Vervollkommenung des Lebens auf unserer Erde niedergelegt hatte, so war doch der ganze Geist der Zeit noch nicht reif, diese neuen Gedanken aufzunehmen. Die Ruhe war aber nur eine scheinbare und ganz im geheimen, vor allem durch die Arbeiten eines R. E. A. Hoff und eines Hüll häuften sich Tatsachen auf Tatsachen und halfen den Boden vorbereiten für Darwins ausfallgebendes Wirken.

Auch Darwin wuchs noch vollständig in den Cuvierschen Gedankengängen auf, wenn er auch frühzeitig bereits durch die Lektüre der „Zoonomia“ seines Großvaters und die Schriften Lamarks mit den modernen Ideen bekannt wurde. Da kam seine große Reise, die ihn auch auf die westlich von Südamerika unter dem Äquator gelegene vulkanische Inselgruppe der Galapagos führte. Ein einmonatiger Aufenthalt bot ihm hinreichend Gelegenheit, die Tierwelt dieser verschiednen gestalteten, durch breite Meeresarme voneinander und vom amerikanischen Festlande getrennten Inseln zu studieren. Hier war es auch, daß ihm zuerst ernsthafter Zweifel an der Beständigkeit der tierischen Arten auftauchten. Doch hören wir, was er selbst darüber sagt:

„Die Naturgeschichte dieser Inseln ist sehr eigentümlich und verdient alle Aufmerksamkeit. Die meisten organischen Wesen sind endemisch, das heißt: sie werden nirgendwo sonst angetroffen, es gibt sogar Unterschiede zwischen den Bewohnern der verschiedenen Inseln; dennoch zeigen alle eine auffallende Verwandtschaft mit denen von Südamerika, trotzdem sie durch einen Meeresarm von fünfhundert bis sechshundert Meilen Breite von diesem Kontinente getrennt sind. Der Archipel bildet eine kleine Welt für sich, oder besser, ist als ein Satellit (begleitender Teil) von Amerika zu betrachten, welches ihm einige Kolonisten lieferte und den allgemeinen Charakter seiner Fauna und Flora bestimmte.“

Bei der geringen Größe dieser Inseln verwundern wir uns sehr über die große Anzahl endemischer Lebewesen und über ihre geringe Verbreitung über die Gruppe. Da wir jede Anhöhe von einem Krater gekrönt sehen, und die Grenzen der meisten Lavaströme noch zu unterscheiden sind, müssen wir annehmen, daß hier, geologisch gesprochen, noch vor kurzem der Ocean sich ausbreitete.

Dadurch scheinen wir sowohl in bezug auf Raum, wie auf Zeit in die Nähe der großen Tatsachen gelangt zu sein, in die Nähe dieses Mysteriums aller Mysterien, die erste Erscheinung neuer Lebewesen auf diesem Erdboden. Ein eigentümlichster bekennt sich eine Finkenart dieser Inseln, Geospiza mit Namen, deren Schnabelgröße in ganz allmählichen Uebergang, von einem Schnabel, der so mächtig ist wie der unseres heimischen Kirschkornbeißers bis zu dem einer Grasmücke herabfällt.“ Wenn man diese Abstufung und Verschiedenartigkeit der Struktur in einer kleinen, nahe untereinander verwandten Gruppe von Vögeln sieht, so drängt sich einem die Vorstellung auf, daß infolge einer ursprünglichen Armut an Vögeln auf diesem Archipel eine einzige Art hergenommen und (entsprechend der Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen, welche die einzelnen Inseln boten) zu verschiedenen Zwecken umgewandelt worden sei.“

Diese Worte bedeuten bereits eine völlige Abgabe an das Dogma von der Beständigkeit der Arten, und Darwins spätere Arbeiten liefen nur darauf hinaus, diese an einer kleinen Tiergruppe gemachte Entdeckung auf die organische Welt als ganzes auszudehnen und durch ein reiches Tatsachenmaterial sicher zu begründen. Noch aber fehlte das Wichtigste, die klare Erkenntnis, welche Kräfte die Umwandlung und Vervollkommenung der Lebewesen bewirkten.

Es konnte Darwins Scharfblick nicht lange verborgen bleiben, daß Haustiere und Kulturpflanzen die stärkste Neigung zur Veränderung zeigen, so daß die Hoffnung nicht unbegründet erschien, ein genaues Studium der Bedingungen, die bei diesen Tieren die Entstehung neuer Rassen bewirken, müßte auch ein Licht auf die Umwandlung der Tiere im Naturzustande werfen.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach England machte er sich nun auch mit ganzem Eifer an die Aufhellung dieser Frage, richtete selbst auf seinem Landstuhle große Züchtungen ein und trat mit allen namhaften Tierzüchtern und Gärtnern in Verbindung. Bald nahm

er denn auch wahr, daß Zuchtwahl der Schlüssel zum Erfolg des Menschen beim Hervorbringen nützlicher Rassen von Tieren und Pflanzen sei". Will ein Züchter zum Beispiel besonders große Taubentrassen erzielen, so wählt er zur Paarung immer nur die größten und kräftigsten Individuen aus, will er nur weiße Tiere haben, dann läßt er nur die Tauben zur Fortpflanzung schreiben, welche die meisten weißen Federn besitzen, und indem er in dieser strengen Auswahl zielbewußt mehrere Generationen fortführt, gelingt es ihm leicht, rein weiße Tiere zu erzielen. Denn auch diese geringen individuellen Abänderungen sind erblich und werden von den Eltern auf ihre Kinder übertragen.

Welche gewaltigen Erfolge man im Laufe der Zeit auf diesem Wege zu erzielen vermag, beweisen unsere zahllosen Taubentrassen, die alle von der kleinen Felsentaube *Columba livia* abstammen, oder die so sehr verschiedenen zahmen Hühnerarten, deren Stammutter das indische Hühnerhuhn, *Gallus bankiva*, ist.

Wie aber Zuchtwahl auf die Tiere der Freiheit angewendet werden könnte, welche Kraft in der Natur die Stelle des auswählenden Züchters übernimmt, blieb Darwin noch längere Zeit ein Geheimnis. Da spielte ihm 15 Monate, nachdem er seine Untersuchungen systematisch begonnen hatte, ein Zufall Malthus' Buch „Ueber Bevölkerung“ in die Hände, und plötzlich war für ihn das Problem gelöst.

Der — für die menschliche Wirtschaft unhaltbare — Grundgedanke in Malthus' Werk ist der, daß, während die Menschheit das Bestreben hat, sich geometrischer Progression, das heißt in einem Verhältnis von 1:2:4:8:16 usw. zu vermehren, die Produktionsmittel nur in arithmetischer Progression, in dem Verhältnis von 1:2:3:4:5 usw. zunehmen. Die notwendige Folge ist ein Mangel an Nahrungsmitteln und die frühzeitige Vernichtung der Ueberzähligen.

Ueber den Eindruck, den diese Theorie auf Darwin machte, schreibt er: „Da ich hinreichend darauf vorbereitet war, den überall stattfindenden Kampf um die Existenz zu würdigen, namentlich durch lange, fortgesetzte Beobachtung über die Lebensweise von Tieren und Pflanzen, kam mir sofort der Gedanke, daß unter solchen Umständen günstige Abänderungen dazu neigen, erhalten zu werden, die Schlechten dagegen zugrunde gehen. Das Resultat hiervon würde die Bildung neuer Arten sein. Hier hatte ich denn nun endlich eine Theorie, mit welcher ich arbeiten konnte.“ Wenn aber wirklich im Kampfe ums Dasein im allgemeinen die Tüchtigsten den Sieg davontragen, so erklärt sich dadurch auch leicht die Entstehung der Zweckmäßigkeit in der Natur, die wunderbare Anpassung der Lebewesen an die Lebensbedingungen und das Streben nach Vervollkommnung, ohne daß man gezwungen wäre, ein übernatürliches Prinzip zu Hilfe zu nehmen. Das ist in kurzen Worten der Grundgedanke dessen, was wir als Darwinismus bezeichnen.

Fünfzig Jahre bilden eine hinlängliche Prüfungszeit, um über Wert oder Unwert einer Lehre zur Klarheit zu gelangen. Wenn wir uns nun heute die Frage stellen, was das Bleibende an Darwins gewaltigem Lebenswert ist, so dürfen wir freudig anerkennen, daß seine Arbeiten den Entwicklungsgedanken fest und für alle Zeiten begründet haben. Die Lehre vom Kampfe ums Dasein, die Zufallslehre, ist harten Angriffen ausgesetzt gewesen, und sicher scheint es, daß Darwin die Bedeutung der natürlichen Zuchtwahl weit überschätzt hat. Verfügt sie doch vielen Erscheinungen des Lebens gegenüber jede Erklärung. Das aber bietet noch keinen hinreichenden Grund, wie es in den letzten Jahren von manchen Stellen geschehen ist, von einem Sterbelager des Darwinismus zu sprechen. Zuchtwahl und natürliche Auslese können bei dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr als die allein herrschenden Faktoren bei der Umwandlung der organischen Welt gelten, wie man es im ersten Siegesjubel erhoffte, aber im Zusammenwirken mit anderen Kräften, deren inneres Wesen man immer scharfer zu analysieren versucht, im Zusammenwirken mit Mutation (Sprungvariation im Sinne de Vries, vergl. Unterhaltungsblatt 19. und 20. April 1907 und 30. Januar 1908) funktioneller Anpassung und direkter umformender Einwirkung der Umgebung bieten sie uns ein wertvolles Mittel, Schleier um Schleier von dem Geheimnis des Lebens zu lösen. Nicht durch nörgelnde Kritik, noch durch kritiklose Anerkennung dient man dem Fortschritte der Erkenntnis. Die schönste Ehrung, die man Darwin zu seinem Jubeltage darbringen kann, ist das Gelöbniß, raslos weiter zu arbeiten in dem Sinne, wie er gewirkt hat, ohne Vorurteil, ohne Dogmengläubigkeit nur im Dienste der Wahrheit.

Kleines Feuilleton.

Aus der Pflanzenwelt.

Farnkräuter. Die Farnkräuter, scheidweg Farne genannt, zählen im Winter zu den beliebtesten Zimmerpflanzen, da manche von ihnen recht widerstandsfähig sind. Aber selbst die härtesten Arten dieser Pflanzenfamilie sind von Natur aus an feuchte Luft gewöhnt, und darum tut die Pflanzpflegerin gut, wenn sie ihre Zimmerfarne alltäglich einmal leicht besprengt oder durch eine wassergefüllte Schüssel zieht. Viele Farne eignen sich nicht zur Pflanze im Zimmer, sondern wollen im Gemächshaus kultiviert werden, wo sie sich dann zu herrlicher Pracht entfalten. Es ist zur Hauptsache die Farne der Wedel (die die Stelle der Blätter vertreten), wodurch die

Pflanzen sich auffällig unterscheiden, und es bedarf gewiß eines geübten Auges, um die etwa 3000 existierenden Arten unterscheiden zu wollen. Etwa $\frac{1}{3}$ von allen Farnkräutern sind in den Tropen zu Hause, und zwar vorwiegend in den feuchten Inseldistrikten, an lustigen Meeresküsten und im Schatten feuchter Urwälder. Hier erreichen manche Farne solche Größe und einen so herrlichen Wuchs, daß sie im Umkreis mit den stattlichsten Palmen sich messen können. Derartige Baumfarne sieht man bei uns nur in botanischen Gärten und in größeren, vorwiegend Herrschaftsgärtnereien. Neben solchen Riesen sind aber auch winzige Zwerge der Farnfamilie in den Tropen heimisch. Und auch diese muß man in botanischen Gärten aufsuchen, wo sie unter Glasglocken mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt werden. Während manche Farne, ganze Wälder bildend, ihre Wipfel hoch oben an einem Stamm ausbreiten, der erst nach und nach aus den Wedelstumpfen entstanden ist, bilden andere am Boden ein Dickicht, allerlei Tieren willkommenen Unterschlupf bietend. Wieder andere klettern meterlang an Bäumen empor, andere leben als Ueberpflanzen auf den Bäumen; etliche haben sich feuchte Felsenpalten als Bohnort aufgeleht oder schwimmen auf kleinen Tümpeln im Waldesdunkel umher, selbst im Schlamm eines Morasties sind Vertreter der Farnfamilie anzutreffen.

Ganz so wechselreich gestaltet sich das Bild bei den in unserer Gegend heimischen Farnen natürlich nicht, aber auch hier bieten die Farnpflanzen manchen Genuß. Auch bei uns beleben sie oft weite Gebiete, sie sind in Wäldern und auf der Heide anzutreffen, haben sich auf Feldern und in Gewässern angeleibt. Auch bei uns gibt es Zwerge und Riesen, wenn letztere auch nicht die Größe der Farne in den Tropen erreichen. Die meisten der deutschen Farne treiben Wedel von kaum 1 Meter Länge, doch wird der Ablersarn nicht selten 3 Meter und darüber groß. Viele unserer Farne sind wintergrün und werden darum mit Vorliebe in Gärten und Parkanlagen gepflanzt, wo sie namentlich auf Felsanlagen und an Wasserläufen einen prächtigen Schmuck bilden. Wie mannigfach auch bei unseren heimischen Farnen die Form der Wedel sein kann, davon überzeugt ein Besuch im Botanischen Garten.

Beimgleich heute noch die Farne oft waldbildend auftreten, so spielen sie doch bei weitem nicht mehr die Rolle, die ihnen zur Steinlohlenzeit der Erde zukam. Damals bestanden die Wälder zum größten Teil aus Farnen; und wenn wir im Winter Steinlohlen verbrennen, um unsere Zimmerfarne nicht erfrieren zu lassen, so verbrauchen wir die Ueberreste gigantischer Farnriesen, um einige ihrer winzigen Schwestern am Leben zu erhalten. h. h.

Hygienisches.

Der Kohlen säuregehalt künstlicher Mineralwasser. Nicht nur an Speisen, sondern auch an Getränken ist die Anforderung zu stellen, daß sie einen ansprechenden Geschmack aufweisen. Bei den künstlichen Mineralwässern wird er aber oft vermisst infolge des Nachteils, daß sie einen zu großen Gehalt an Kohlen säure aufweisen. Dieser wird allerdings durch den Mund und die Lunge wieder ausgeschieden, aber die große Menge Kohlen säure, die schon im Munde frei wird, nimmt vielen Menschen die Lust, ihren Durst mit diesem Wasser zu stillen. Dazu kommt noch das unbehagliche Gefühl der Aufblähung des Magens. Vielen Menschen ist allerdings der große Kohlen säuregehalt gerade angenehm. Die unangenehmen Erscheinungen lassen sich auch vermindern, wenn das Wasser in kleinen Schlucken zum Beispiel beim Essen genommen wird. Wenn aber bei großem Durste viel gekrunkelt wird, dann treten bei jedem Menschen die angegebenen Belästigungen auf. Nach den Untersuchungen Dr. Kitzlalts im hygienischen Institut in Berlin beträgt die Menge Kohlen säure im Liter Wasser 2,80—4,66 Liter. Diese Menge verändert sich schon beim Öffnen und Einschenken sehr stark, trotzdem ist noch soviel vorhanden, daß eine Belästigung vieler Personen hervorgerufen wird. Das Ausstoßen und das Gefühl der Aufblähung des Magens wird allerdings viel weniger bedingt von dem Kohlen säuregehalt des Wassers als von dem Füllungsstande des Magens. Der Kohlen säuregehalt des Vieres beträgt nur 0,5 bis 1,3 Liter im Liter, ist also wesentlich geringer wie der der künstlichen Mineralwässer. In manchen Wirtschaften ist Gelegenheit gegeben, mittels eines gerauchten Glasstabes den Kohlen säuregehalt des Mineralwassers auf die Menge zurückzubringen, die zuzufügen ist. Dies Verfahren ist aber wenig wirksam, besser ist es, vom Leitungswasser zum Mineralwasser so viel hinzuzugießen, wie es dem Geschmack entspricht.

Ein billiges und schmackhaftes Hausgetränk. Eines der besten alkoholfreien Getränke ist noch wenig bekannt, obgleich es den Vorzug hat, wohl schmeckend und sehr billig zu sein: die aufgebährte Limonade. Man schneidet eine Zitrone in Scheiben, entfernt alle Kerne daraus, zerkert die Schnitte ein und übergießt sie mit kochendem Wasser; beim Umrühren müssen die Zitronenscheiben ein wenig mit dem Löffel gedrückt werden. Diese heiße Limonade ist an kalten Tagen eine wahre Erquickung. Läßt man sie abkühlen und genießt sie kalt — was auch am folgenden Tage geschehen kann —, so hat sie durch das keine Aroma der Schale mehr Wohlgeschmack als die gewöhnliche, durch Auspressen von Zitronen hergestellte Limonade. Man kann aus einer Zitrone $\frac{1}{2}$ bis 1 Liter Limonade und durch einen zweiten Ausguß — neu einzudern! — noch $\frac{1}{2}$ Liter herstellen.